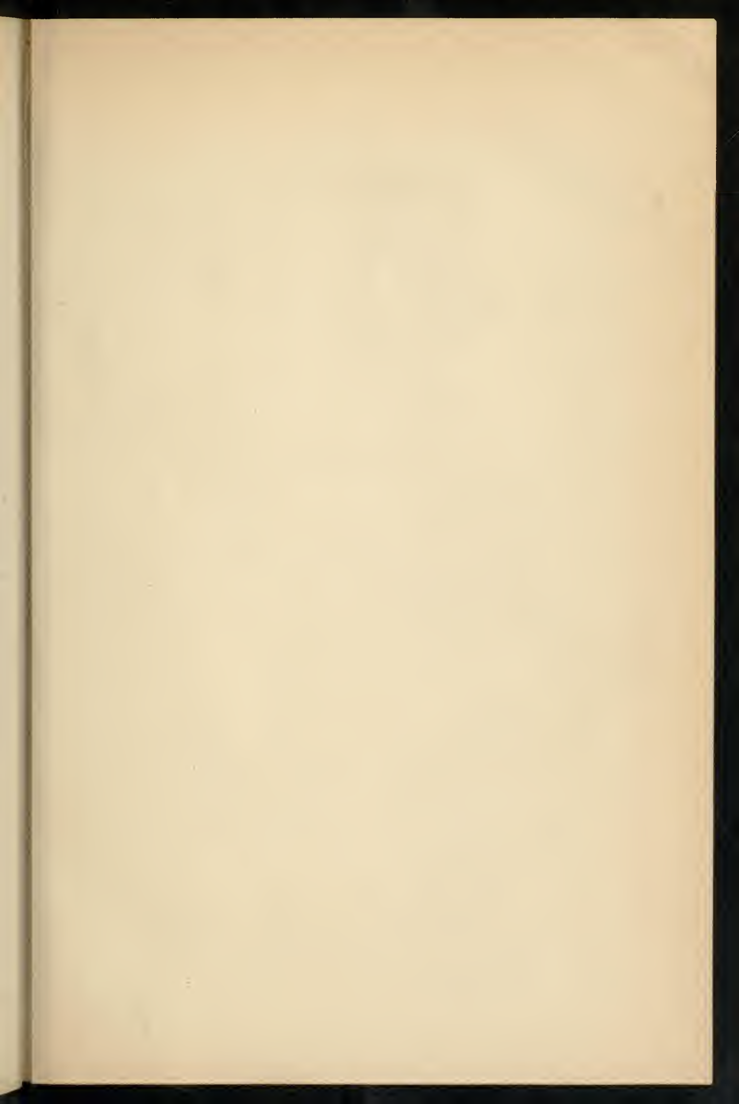




Am Hugli nicht weit von Sirampur.

Aus der Telugu-Mission.

12. Eine Bekehrung.

In den letzten Monaten der Hungersnoth hatte Lakschmaia sich innerlich viel mit dem beschäftigt, was er vom Evangelium gehört hatte. Manchmal war es ihm vorgekommen, als sei er selbst schon ein Christ, dann waren aber wieder Tage tiefer Niedergeschlagenheit gekommen, in denen er fast an der Hoffnung verzagte, je einmal so wie Rangaia zu einem seligen Gefühl des Friedens mit Gott und einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens zu gelangen. Oft sprach er darüber mit Rangaia, der ihn zu ermuntern und so weit seine eigne christliche Erkenntniß reichte, auf dem Weg des Heils zu fördern suchte. Auch seiner Mutter öffnete Lakschmaia das Herz, ohne jedoch bei ihr Nahrung für sein schwankendes Glaubensflämmlein zu finden. „Du weißt, mein Sohn, daß ich keine Christin bin," sagte sie. „Ich habe zwar dem Götzendienst entsagt und suche zu dem Christengott zu beten, allein ich bin nur ein Weib und kann meine Familie nicht verlassen. Ich muß in dem engen Kreis, in den ich gesetzt bin, es zu machen suchen, so gut ich kann."

Ein andres Mal konnte Lakschmaia beginnen: „Ich möchte doch ein Christ werden und lesen und schreiben lernen. Vielleicht könnte ich sogar ein Prediger werden. Unsre Religion ist ja lauter Lüge, unsre Priester sind Betrüger und die meisten Brahmanen sind Schurken. Wie haben sies nur Bodaia's Söhnen gemacht, und was wäre aus Rangaia und den hiesigen Christen geworden, hättest nicht du, Mutter, dich ihrer angenommen?"

„Ich glaube nicht, daß ich es war, welche die Christen vor Verfolgung schützte," entgegnete jetzt Sitamma; „ich glaube, es war Gott. Er brauchte mich nur als sein Werkzeug, wie ich meinen Kochlöffel brauche, um euern Kari zu bereiten. Daß Er es ist, der Alles lenkt, haben uns die letzten Monate gelehrt. Ich habe von keinem

einzigen Christen gehört, der Hungers gestorben wäre, manche haben sogar Ersparnisse gemacht. Ich möchte um keinen Preis dich irre leiten, mein Sohn. Wohl mußt du Gott gehorchen, aber werde seines Rufs erst ganz gewiß. Dein Vater und dein Onkel sind angesehene Männer; ihre Kaste, wenn auch nicht die höchste, ist bei allen Hindus geachtet. Wirst du getauft und issest mit den Christen, so verlierst du deine Kaste, und Leute dieses Dorfs, die sichs jetzt zur Ehre rechnen würden, deine Sandalen tragen zu dürfen, werden dich schmähen. Dein Vater und dein Onkel werden dir zürnen und dich enterben; vielleicht darf sogar ich, deine Mutter, dich nicht in dem Hause behalten, in dem du geboren bist. Besinne dich darum wohl, ehe du handelst, und möge der Gott der Christen dich leiten."

Einige Wochen verstrichen, in denen Lakschmaia manchmal zu beten versuchte, wie Rangaia es ihn gelehrt hatte: „O Gott! ich bin ein armer Sünder. Ich möchte gerne an Jesus Christus glauben und in den Himmel kommen. Wenn ich nicht gar zu schlecht bin, mache mich zu deinem Kind und bahne mir den Weg, daß ich in die Schule nach Ongol kommen und dann einmal den Leuten meiner Kaste, die jetzt so unwissend und böse sind, den wahren Gott und sein Heil verkünden kann."

Da rief Sitamma eines Tages ihren Sohn und begann: „Lakschmaia, mir ist, du und dein Bruder werdet doch nie recht zusammenpassen. Könntest du irgendwo anders eine passende Beschäftigung finden, so würde michs freuen."

Fühlte sie vielleicht, daß sie in ihren Rathschlägen bis jetzt allzu vorsichtig gewesen war, und wollte sie das Versäumte nachholen? Irgendwie waren diese Worte eine große Herzenserleichterung für Lakschmaia, dem der Gedanke, Ahmadala zu verlassen, nicht nur aus Liebe zu seiner Mutter und den Seinen überhaupt schwer wurde, sondern auch weil er fürchtete, bei der ganzen Familie dadurch den Schein eines pflichtvergessenen Sohnes auf sich zu laden.

Rings um Ahmadala her bewegten jetzt, wie durch einen Hauch von oben angefacht, in weiten Schichten der Bevölkerung völlig neue Gefühle und Gedanken die Herzen. In Hunderten von Dörfern wurde ganz offen die Frage besprochen: „Was müssen wir thun, daß wir selig werden?" und Viele beschlossen, Christen zu werden, Christum zu bekennen und Ihm nachzufolgen, koste es, was es wolle.

Da fragte Sitamma eines Tags ihren Mann, ob Lakschmaia nicht einen Besuch bei seiner in Olate verheiratheten Schwester machen dürfte? Er hatte mit Hilfe seines Bruders und einiger Knechte die Aecker ein paar Tage vor der gewöhnlichen Saatzeit bestellt und konnte, bis diese kam, wieder zurück sein. Appaia Naidu stimmte Sitammas Vorschlag bei, und da Lakschmaia stets bereit war, einen Ausflug nach dem etwa 15 Stunden entfernten Olate zu machen, begann seine Mutter sofort mit den Reisezurüstungen. Außer einigen Jacken, etwas Gelbwurz und rother Farbe, welche er seiner Schwester zum Geschenk bringen sollte, bestanden diese in Mundvorräthen für Lakschmaia und einer Summe Geldes, mit der er sich gut einen halben Monat verköstigen konnte. Sobald alles bereit war, gab Sitamma ihrem Sohn einen herzlichen Abschiedskuß und entließ ihn voll freudiger Erwartung.

Wollte sie ihn wirklich, wie der Vater dachte, nur zum Ueberbringer ihrer Geschenke an ihre Tochter machen, oder war ihre Hauptabsicht vielleicht, ihm die Hand zu bieten zum Aufbruch nach Ongol? Diese Frage stieg unterwegs wieder und wieder in Lakschmaias Seele auf. Zusprechen, ein Christ zu werden, konnte seine Mutter ihm nicht, weil sie nicht zu beurtheilen vermochte, ob sein Glaube fest genug sei, um die seiner wartenden Stürme zu bestehen, und wenn nicht, welche Vorwürfe mußten sie dann treffen, hätte sie ihm gerathen, seine Kaste zu brechen? Wozu aber gab sie ihm denn so viel Geld mit? Zur Reise nach Olate brauchte er es nicht. Dort konnte er am andern Morgen eintreffen, und seine Mundvorräthe reichten für mindestens zwei Tage.

Er war noch nicht sehr weit gegangen, als ihm eine größere Anzahl Wanderer begegnete. Nach Telugu-Sitte fragte er sie, woher sie kommen, wohin sie gehen und wer sie seien? Es waren Christen aus dem Karnuldistrikt auf dem Wege nach Ongol, wo etliche von ihnen die Taufe zu erhalten hofften, alle aber einer größeren Versammlung beiwohnen wollten. „Jetzt,“ sagte eine Stimme in Lakschmaias Herzen, „zeigt dir Gott den Weg nach Ongol,“ und im Nu war sein Entschluß gefaßt. Er wollte die Missionare selber sehen und sprechen. Gefielen sie ihm und nahmen sie ihn an, so wollte er sich taufen lassen, wenn nicht, so konnte er einige Ellen Zeug für seine Schwester kaufen, und Niemand zu Hause errieth dann den eigentlichen Zweck seines Ganges nach Ongol.

Sobald Lakschmaia sich dem Zug der Christen angeschlossen hatte, suchte er den sie begleitenden Prediger ausfindig zu machen. Diesem öffnete er sein Herz. „Gott führt dich, folge Ihm und habe guten Muth," sagte dieser in ermunterndem Ton; etliche der nebenhergehenden Christen aber fragten: „Wirst du auch fest bleiben, wenn deine Angehörigen dich schelten und vielleicht sogar schlagen?" Getrost antwortete hierauf Lakschmaia: „Mein Onkel ist der Munsif unsres Dorfs. Ich weiß recht wohl, daß wer stiehlt, betrügt oder sich sonstwie gegen das Gesetz vergeht, bestraft wird; über den, der kein Gesetz übertritt, hat der Munsif keine Macht. Welches Unrecht begehe ich denn, wenn ich ein Christ werde? Niemand wird mich zu bestrafen wagen, und zudem vertraue ich Gott, daß Er sich meiner annehmen wird."

In Ongol angelangt, kehrte Lakschmaia in dem Hause eines Mannes aus Ahmadala ein, dessen Haus gerade dem Missionsgehöfte gegenüber lag. Hier brachte er die Nacht zu und eröffnete seinem Gastwirth erst nach und nach seine Gedanken. „Nur das nicht," antwortete ihm dieser. „Es werden jetzt Madigas und Malas in Menge in diese Religion aufgenommen und jeder Kastenunterschied von den Missionaren mißachtet. Gehst du zu ihnen über, so wirst du von deiner Familie verstoßen und wie todt für sie."

„Aber, was ist an dieser Religion selbst? Ist sie gut oder schlecht?"

„An der Religion ist nichts auszusetzen."

„Und was weißt du von den Missionaren?"

„O, die kenne ich gut, sie sind schon über zwölf Jahre hier und freundliche, wohlwollende Leute, die unser Volk lieben; aber wir leben in der Welt, junger Mann."

Am andern Morgen näherte sich Lakschmaia bedächtig dem Missionshaus. Zögernd trat er ein und erzählte seine Geschichte. Er wurde überaus freundlich aufgenommen, treulich auf alle Kämpfe aufmerksam gemacht, die er als Christ zu erwarten habe, dann sorgfältig geprüft und noch am gleichen Abend getauft (18. Juni 1878).

Am andern Tag hatte die Missionsfrau eine lange Unterredung mit Lakschmaia und drang in ihn, in Ongol zu bleiben, um die dortige Schule zu besuchen. Anfangs willigte er ein; hatte er doch seit Monaten wachend und träumend nur diesen Einen Wunsch

gehabt! Allein dann besann er sich, daß wenn er nicht nach Olate gehe, man ihn beschuldigen könnte, er sei mit den für seine Schwester bestimmten Geschenken davongelaufen; deßhalb beschloß er, zuerst dorthin und dann zu seinem Vater nach Ahmadala zu gehen, um diesem Alles offen zu bekennen, ehe er in die Schule in Ongol eintrete. Nicht ohne ernste Zweifel und Bedenken ließen die Missionare den Neugetauften ziehen; sie wußten, daß man zu Hause alles versuchen werde, ihn von seinem Glauben abwendig zu machen und daß, wenn Gott ihn nicht mit Kraft ausrüste, er unterliegen müsse.

Aber Lakschmaia war ein Eigenthum Jesu geworden, und Er, der Treue, Starke hielt ihn fest. Die Stürme, die des neuen Jüngers warteten, durften sein schwaches Glaubensflämmlein nicht auslöschen, sondern mußten es anfachen helfen zu hellerem, fröhlicherem Brennen. Zürnend hörte Appaia Naidu von der Taufe und dem Wunsch seines Sohnes, Prediger zu werden; ein wahrer Aufruhr aber entstand darüber bei den Onkeln und übrigen Kastengenossen. Sie beriefen eine Versammlung und befragten Lakschmaia aufs Genaueste, was ihm in Ongol widerfahren sei und was er selbst dabei gethan habe. Nachdem man Alles vernommen, kam man überein, daß obschon das Abschneiden der heiligen Haarlocke eine Beleidigung Lakschmanaswamis sei, Lakschmaia hiemit, sowie auch durch seine Taufe die Kaste noch nicht wirklich gebrochen habe und seine Schuld noch gesühnt werden könne, wenn sein Haupt abrasirt, seine Zunge unter den Gebeten des Priesters mit einem Golddraht gebrannt und dem Lakschmanaswami ein Fest gefeiert werde. Lakschmaia jedoch entgegnete unerschrocken: „Ich habe nichts Böses gethan. Aeußerlich bin ich so rein, wie der beste unter euch, und innerlich hat mich mein hochgelobter Herr und Heiland von meinen Sünden gewaschen. Möge Er auch eure Augen öffnen und eure Herzen ändern, wie Er's aus Gnaden an mir gethan hat. Ich gehe nach Ongol“ — und mit einem tiefen Salam verließ er die verblüffte Versammlung.

Traurig gieng gleich nach seinem Sohn in entgegengesetzter Richtung auch Appaia Naidu hinweg. Lakschmaia aber eilte zu seiner Mutter und erzählte ihr alles. Sie weinte, doch waren es eher Thränen der Freude, als des Schmerzes. Sie führte ihn ins Haus, schlang ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn und sagte: „Geh hin, mein Sohn, Gott segne dich! Eine Mutter kann ich dir nicht länger sein.“

Ein ganz anderer Empfang erwartete seiner im Hof und in den Straßen draußen, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von den Beschlüssen des Raths und Lakschmaias Weigerung, ihnen zu folgen, im Dorfe verbreitet. Sabamma erhob ein Jammergeschrei und zerschlug sich die Brust mit den Händen. Wohl hundert Weiber eilten herbei und stimmten in Sabammas Bitten ein, Lakschmaia möge sich doch nicht wegwerfen, nichts übereilen, den ihm ertheilten Rath befolgen. Freundlich, aber fest wies er sie alle ab und schritt weiter. Jetzt rangen sie die Hände, zerrauften sich die Haare, zerschlugen sich die Brüste und erfüllten die Luft mit dem markdurchdringenden Klagegeschrei: „Dahin! dahin! unser Sohn ist todt! todt!“

---

13. Ein Trauerhaus.

Mehrere Monate nach dem Ende der furchtbaren Hungersnoth blieben als deren unheimliches Gefolge noch bösartige Seuchen zurück. Mehr vereinzelt nur trat die Cholera auf, sehr häufig waren dagegen bösartige Wechselfieber. Beide Krankheiten kehrten auch in Lakschmaias Heimat ein. Zuerst brach die Cholera in Ahmadala aus. Von Schrecken ergriffen, brachte man Ma Lakschmi und Polaramma Opfer dar, doch nicht mit dem früheren Eifer, denn manche zürnten diesen Göttinnen, daß sie statt Regen so viel Jammer und Noth gesandt, und andere hatten so gänzlich den Glauben an sie verloren, daß sie ungescheut spotteten.

Unter den von der Seuche Befallenen war auch Mangamma, die Frau des Munsiffs, Sitammas treue Freundin und Beratherin. Vergeblich boten Babaia Naidu, seine Brüder und Sitamma allem auf, die geliebte Kranke zu retten; sie wurde wie im Sturm von ihrer Seite gerissen. Für Sitamma war das ein doppelt empfindlicher Schlag, da seit Lakschmaias Taufe ihre Schwägerin Sabamma sich ihr mehr und mehr entfremdet und in ihrer Verbitterung jedes freundliche Entgegenkommen finster zurückgewiesen hatte.

Nachdem im Herbst 1878 der zweite Nordostmonsun eingesetzt hatte, malte sich im ganzen südöstlichen Indien auf allen Gesichtern frohe Zuversicht. War man doch jetzt gewiß, daß die seit Jahren in ihrer grausigsten Gestalt aufgetretene Plage des Hungers dies

Jahr nicht wiederkehren werde. In diese allgemeine Freude aber mischte sich in Appaia Naidus Hause tiefer Gram. Sitamma lag krank an einem bösartigen Wechselfieber und ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Die Arzneimittel, die im Dorf zu haben waren, blieben erfolglos, und Götzenbilder oder einen Brahmanenpriester, der seine Mantras über sie gesprochen hätte, duldete sie, so lange sie bei Bewußtsein war, durchaus nicht. Jetzt stellte sich auch noch ein heftiger Husten ein und sie fühlte, daß es mit ihr zu Ende gehe. Da rief sie ihren Mann und sprach zu ihm: „Gott hat an unsern geliebten Lakschmaia seinen Ruf ergehen lassen, er ist ihm gefolgt. Laß ihn in Ongol und suche ihn nicht zurückzufordern. Derselbe Gott ruft jetzt auch mich, und ich muß gehen. Ich weiß, daß du an unsrem Sohn Ramaia und seiner Frau wenig Hilfe haben wirst, und ebenso vielleicht auch von Sabamma. Gräme dich nicht um mich. Du bist jetzt ein alter Mann; aber fasse Muth und fürchte dich nicht. Du wirst dich einsam fühlen, allein vertraue auf Gott, dann wirst du mir bald nachkommen. Mehr kann ich nicht sagen."

Viele im Dorf trauerten mit Appaia Naidu, als sich die Nachricht verbreitete, daß für Sitammas Genesung keine Hoffnung mehr sei. Zahlreiche Freunde fanden sich im Hof ein, um sich noch genauer zu erkundigen und mit Thränen die Bestätigung ihrer Befürchtung zu vernehmen. Vielleicht war es aber auch jetzt noch nicht zu spät, Wischnus Hilfe anzurufen, sogar wenn Sitamma selbst es nicht wollte! Es ließ sich doch wenigstens versuchen, da sie schon bewußtlos da lag und nicht mehr protestiren konnte. Manche der versammelten Freunde wollten von Fällen wissen, in denen Wischnu noch geholfen habe, wenn der Kranke schon ganz hoffnungslos schien, wie Sitamma. Also traten sie ins Zimmer der Sterbenden, stellten ein Bild Wischnus auf ein Brett an der Wand, zeichneten an dieselbe drei symbolische Striche, welche an seine drei Füße in in einer seiner Inkarnationen erinnern sollen, besprengten den Boden mit reinem Wasser, verbrannten Weihrauch und fielen anbetend vor dem Götzen nieder. Sie rühmten das wohlwollende Herz und alle die guten Eigenschaften und Thaten ihrer kranken Freundin und baten den Gott, doch den bösen Geist zu verscheuchen, der ihre Krankheit verursacht habe, und sie wieder gesund zu machen. Erhöre er ihre Bitte, so wollen sie ihm einen jungen Stier weihen

und bei einem eigens hiezu veranstalteten Fest als ein heiliges Thier stempeln lassen, das hinfort frei auf ihren Feldern weiden dürfe; auch wollen sie diesem Stier eine junge Büffelkuh zuführen und diesem Paar durch den Brahmanenpriester ein Hochzeitsfest mit Processionen, Musik und Tanz veranstalten lassen, ganz wie für ihre Kinder. Umsonst! Nach wenigen Minuten war Sitamma, wie wir hoffen dürfen, daheim bei Jesus.

Ihr Leichnam wurde in den Hof gebracht, wo bald hundert Frauen und Mädchen des Dorfs die Entschlafene umstanden und, sich die Brüste zerschlagend, ihr Klagegeschrei erhoben: „Sitamma ist dahin! Der Fluch der Götter hat uns getroffen! Das Schicksal ist gegen uns! Was wird aus Sitammas Gatten werden? Sie war das Haupt des Hauses. Was wird aus ihrem Schwager, dem Munsiff, werden? Warum haben die Götter nicht sie gelassen und uns genommen, die wir nun wie Waisen sind? Das Licht in Appaia Naidus Haus ist erloschen, seine Stütze gefallen!" So gieng es etwa eine Stunde lang fort, bis die ermüdeten Weiber sich endlich verliefen und nur die nächsten Freunde des Hauses zurückblieben. Jetzt halfen alle Familienglieder das Wasser herbeibringen, mit dem der Leichnam übergossen wurde, dann legte man der Verstorbenen ihre besten Kleider und schönsten Kleinodien an und saß still trauernd um sie her.

Nach einer halben Stunde etwa kam eine Art Priester aus der Sudrakaste, der nur bei Leichenbegängnissen funktionirende Satani. Brahmanen nahen sich keinem Sterbenden oder Todten, das würde sie verunreinigen. Den Lebenden hängen sie sich wie Blutegel an, wo aber nichts mehr zu holen ist, sprechen die Regeln der Kaste sie von jeder Belästigung frei. Der Satani brachte eine linsenartige Hülsenfrucht, ließ sie kochen und neben der Todten auf einen Haufen schütten, dann räucherte er davor. Nachdem hierauf alle Anwesenden diesem Gericht ihre Verehrung bezeigt hatten, vertheilte er es unter sie. Durch dieses leichte Mahl stärkten die bisher fastenden Leidtragenden sich zu dem sofort stattfindenden Leichenbegängniß. Appaia Naidus Brüder und nächsten Freunde stellten sich je drei und drei zu beiden Seiten der Verstorbenen auf, reichten einander unter der entseelten Hülle die Hände und trugen sie so zu ihrer letzten Ruhestätte hinaus, denn die Sudras, Madigas und Malas beerdigen ihre Todten, wie die zur Siwasekte gehörigen

Telugus aller Kasten; nur die Wischnuverehrer der drei oberen Kasten verbrennen sie. An einem schönen, schattigen Platze, unweit des Flusses, hielt der Zug. Hier wurde Sitamma sanft niedergelegt, ihre Ohren-, Nasen- und Fingerringe behutsam abgenommen und dann der Leichnam ins Grab hinabgelassen.

Appaia Naidu war wie vernichtet. Hätte er die entseelte Hülle seiner Gattin noch einmal küssen oder auch nur berühren dürfen, so wäre es ihm eine kleine Erleichterung gewesen, aber das gestatteten die Regeln seiner Kaste nicht. Lautlos und thränenlos stand er da, während die Andern weinten und klagten, und als man die theure Leiche forttrug, folgte er ihr in stummem Schmerz. Regungslos blieb er am Grabe stehen, bis sein Bruder, der Munsiff, ihn sanft am Arm nahm und zum Fluß hinabführte, denn Alle mußten baden, ehe sie nach Hause zurückkehrten. Vor Einbruch der Nacht war Alles vorbei. Als es dunkelte, wurden in den Wohnungen der drei Brüder die Lampen angezündet. Das Licht der Familie war mit Sitamma erloschen, aber sie hatten sie begraben und hatten gebadet; länger zu trauern wäre ein Zeichen mangelnder Unterwerfung unter das Schicksal gewesen, und die Lampen, das Sinnbild dieser Unterwerfung einer- und Sitamma's andrerseits, nicht anzuzünden, hätte das Mißfallen der Götter erregt.

Am dritten Tag nach der Beerdigung kam der Satani wieder. Während man für die Angehörigen der Verstorbenen ein Mahl von Reis und Kari zurichtete, formte er aus Thon eine Abbildung Wischnus und stellte sie auf einen Haufen Betelblätter, unter die man Geldstücke gemischt hatte. Nachdem Alle dem Götzen ihre Verehrung bezeigt hatten, nahm man die Mahlzeit ein und vertheilte die Betelblätter. Die Geldstücke waren der Antheil des Priesters.

Am zwölften Tag nach der Beerdigung fanden die Schlußceremonien statt. Nochmals stellte sich der Satani ein. Die Verwandten und Freunde nahmen Speisen, Weihrauch und Feuer nebst dem vor neun Tagen gemachten Götzen und begaben sich in Prozession zum Fluß hinab. Der Götze wurde an den Rand des Wassers gestellt und der Reis daneben. Appaia Naidus Haupthaar und Bart wurde abrasirt, dann warf er den Silbergürtel, den er um die Lenden trug, weg und badete. Nachdem dies geschehen, wurde Weihrauch verbrannt, und Alle fielen anbetend vor dem Götzen nieder. Jetzt vertheilte der Priester den Reis, worauf

man den Götzen sich selbst überließ und sich ans Grab begab. Dieses wurde zuerst mit Wasser begossen, dann formte man einen Hügel und pflanzte einen Schößling des heiligen Thulasistrauches darauf. Nachdem man die Seiten des Grabs noch mit Kalk getüncht hatte, gieng man zu einem Gastmahl nach Hause, zu dem alle Verwandten und nähern Freunde der Familie geladen waren. Nach dieser Mahlzeit wurde der brahmanische Hanspriester sammt andern Brahmanen noch mit Geschenken an Kleidern, Geld und Reis bedacht, dann kehrte das Leben wieder in sein gewöhnliches Alltagsgeleise zurück.

Nicht aber die Freude in Appaias Herz. Er nahm wohl Theil an den täglichen Rathsversammlungen der Häupter des Dorfs, gab seinem älteren Sohn Ramaia und den gemietheten Knechten die nöthigen Anweisungen zur Feldarbeit, sonst aber sprach er kaum ein Wort. Richtete man eine Frage an ihn, so antwortete er so kurz als möglich und versank wieder in sein voriges Schweigen. Als das Wochen lang so fortgieng, wurde seinen Freunden ernstlich bange um ihn und sie beriethen, was man wohl zu seiner Aufheiterung thun könne? Nach langem Besinnen erschien ihnen als das Einzige, was ihn einigermaßen über Sitammas Verlust zu trösten vermöchte, die Rückkehr des ihr in Vielem so ähnlichen Lakschmaia.

Sie sprachen darüber mit Appaia Naidu und erboten sich, was nur immer in ihrer Macht stehe zu thun, um ihm hiezu zu verhelfen. Appaia Naidu war gerührt über diese freundschaftliche Theilnahme, hatte aber wenig Hoffnung, daß Lakschmaia in ihren Vorschlag willigen und sich den Ceremonien unterwerfen werde, durch die allein er wieder in seine Kaste aufgenommen werden konnte. Und dann, war es nicht Sitammas letzter Wunsch gewesen, daß er ihn in der Befolgung des von Gott an ihn ergangenen Rufs nicht stören möchte? So sehr sich Appaia auch nach seinem noch immer heißgeliebten Sohn sehnte, er wagte doch nicht, ihn zurückzurufen.

Tage und Wochen verstrichen, da kam eines Morgens die Kunde nach Ahmadala, der Ongol-Missionar habe sein Lager im nahen Agraharam aufgeschlagen. Schnell theilte Sabamma dies ihrem Mann und ihrem Schwager, dem Munsiff, mit. Beide eilten zu Appaia Naidu und drangen in ihn, zu dem Missionar zu gehen und sich seinen Sohn von ihm zurückzuerbitten. „Gewiß hat er Mitleid mit dir und gewährt deine Bitte, wenn er alles

hört und dein gramerfülltes Gesicht sieht," sagten sie, „denn er soll ein menschenfreundlicher Herr sein." Auch Krischna Rao und andre Brahmanen ermunterten ihn zum Gang ins Lager und gaben ihm Rathschläge, was er alles vorbringen solle, das Herz des Missionars zu erweichen.

Früh am andern Morgen machte Appaia Naidu sich auf den Weg. Als er im Lager bei Agraharam ankam, trat der Missionar eben aus seinem Zelt. Er erkannte seinen Gast und drückte seine Freude aus, ihn zu sehen; da er schon seit zwei Monaten von Ongol weg war, hatte er von Sitammas Tod noch nichts gehört.

Appaia Naidu begann: „Vor der Hungersnoth war ich, wenn auch nicht gerade reich, doch wohlhabend und glücklich. Ich hatte Aecker, Vieh, Knechte, zwei Söhne, drei Töchter und viele Freunde, nicht nur in Ahmadala, sondern auch in andern Dörfern. Durch die Hungersnoth habe ich viele von meinen Ochsen und Kühen verloren, und all mein Geld habe ich verbraucht, um während jener schrecklichen Zeit meine Familie zu erhalten und meine Felder wieder in Stand zu setzen. Bis dahin war aber doch nur mein Geld verloren und ich war noch immer glücklich. Da wurde mein zweiter Sohn, den ich und seine Mutter besonders liebten, unzufrieden mit der Religion seiner Väter und gieng fort nach Ongol. Du kennst ihn ja wohl. Trotzdem war ich auch jetzt noch zufrieden. Nun starb aber vor einigen Wochen mein Weib, die Freude meines Lebens! Jetzt bin ich einsam zurückgeblieben. Ich altere. An meinem erstgebornen Sohn habe ich keine Stütze. Meine Töchter sind alle verheirathet und leben in entfernten Dörfern. Lakschmaias Frau, Dilamma, und ihre Eltern grollen mir, weil er ein Christ geworden ist, und verlangen, daß ich ihn zu ihr zurückzubringen suche, damit sie nicht in vergeblicher Sehnsucht nach ihm dahinwelke. Willst du nicht Mitleid mit mir haben, Sahib, und mir meinen Sohn wiedergeben, damit ich nicht den Rest meiner Tage im Kummer verlebe, und wenn ich sterbe, niemand habe, der um mich weint und mich zu Grabe geleitet?"

„Was du mir da sagst, ist freilich traurig," entgegnete der Missionar; „aber vielleicht forderst du mehr von mir, als in meiner Macht steht, dir zu gewähren. Nicht ich habe deinen Sohn nach Ongol gerufen, sondern der lebendige Gott hat ihn uns zugeführt. Soll er wieder zu euch zurückkehren, so muß derselbe Gott

ihn euch senden. Aber Lakschmaia hat ja seine Kaste gebrochen, und selbst wenn ich ihn nach Ahmadala zurückschicken wollte und er willig wäre zu gehen, würdest denn du und deine Kastengenossen ihn wieder aufnehmen? Ich sehe also nicht ein, weßhalb ihr ihn haben wollt. Sich die Zunge brennen zu lassen und wieder Götzen anzubeten, um mit euch leben zu können, wird er sicher nicht Willens sein, obschon du sein Vater bist und ich weiß, daß er mit großer Liebe an dir hängt. Willst du ihm aber einen Brief schreiben, so werde ich ihn mitnehmen und Lakschmaia völlig freie Hand lassen, zu thun, was er will. Doch vor allem ruhe hier ein wenig aus und höre mit an, was ich diesen Christen und ihren Freunden von dem lebendigen Gott und unsrer Religion zu sagen habe."

Inzwischen waren die Seitenwände des Zeltes hinaufgezogen und dieses in eine luftige Kapelle verwandelt worden, die sich bereits mit Christen und Taufbewerbern aus den umliegenden Dörfern gefüllt hatte. Der Missionar wechselte mit jedem ein paar freundliche Worte, dann ließen sie sich alle auf die ausgebreiteten Matten nieder. Appaia Naidu folgte ihrem Beispiel. Nun gab der Missionar ein Lied an, welches die eingebornen Prediger und Lehrer mit ihren Schulkindern sangen. Einer der Prediger sprach ein kurzes Gebet, es wurden nochmals einige Verse gesungen, dann erhob sich der Missionar, las aus Lucä 19 die Geschichte des Zachäus vor und sprach darüber, wie Jesus gekommen sei, das Verlorne zu suchen und selig zu machen, wie zu diesen Verlornen alle Menschen gehören und wie die Liebe zu ihnen Ihn auf die Erde und in den Tod getrieben. Hierauf schlug er Psalm 48 auf und las (Vers 15): „Dieser Gott ist unser Gott immer und ewiglich. Er führet uns über den Tod." Daran knüpfte er einige Bemerkungen über das Glück der Christen. Ihr Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, verlasse sie nie, sagte er, sondern stehe ihnen immer bei und nehme sie, wenn sie sterben, zu sich in den Himmel. Einen eigentlichen Tod gebe es für sie nicht. Wie der Sturm von den Lehmhäusern der Telugus ein Stückchen ums andre abbröckle, so zerstöre nach und nach allerlei Krankheit den menschlichen Körper, die Seele des Christen aber werde heimgetragen zu Jesus, nur die morsche Leibeshütte sinke ins Grab. Möchte jemand diesen treuen, starken Gott zum Freund haben, so dürfe ers nur machen wie Zachäus, von allen ihm bewußten Sünden ablassen, an Jesum, den

Sünderheiland glauben und Gott bitten, Er möge um Seinetwillen ihn annehmen.

In dieser Weise sprach der Missionar etwa eine halbe Stunde lang, dann folgte eine freie Unterredung mit den Versammelten, worauf die Taufbewerber vorgestellt und geprüft wurden. Es waren etwa 20 Madigas. Sie bekannten ihren Glauben an Jesum und versprachen, allem Götzendienst zu entsagen, keine Sonntagsarbeit mehr zu thun, nur noch zu dem lebendigen Gott zu beten und ihm ihr Leben lang zu dienen. Hierauf schnitten ihnen die Prediger die geweihte Haarlocke ab und geleiteten sie die Stufen zu dem großen Brunnen hinab, den die Regierung hatte an der Landstraße graben lassen. Dort wurden sie unter Gesang und Gebet getauft.

Appaia Naidu hörte und sah alles das mit an — zwar nicht ohne eine gewisse Rührung, aber doch ohne zu dem seligen Entschluß eines Zachäus zu gelangen. Ehe er gegen vier Uhr Nachmittags den Heimweg antrat, ließ er sich nochmals das Versprechen geben, daß seine Bitte und die paar Worte, die er geschrieben, seinem Sohne sicher überbracht werden sollten.

14. Probestunden.

Der Tod seiner Mutter war für Lakschmaia ein schwerer Schlag gewesen. Er hatte zwar von ihrer Erkrankung gehört, dieselbe aber nicht für so ernst gehalten. Wäre er nach Ahmadala geeilt, so hätte er Dilamma wohl sehen, aber ihr weder die Hand reichen, noch den kleinsten Liebesdienst erweisen dürfen, denn er war ja ein kastenloser Auswürfling geworden. So war er also in Ongol geblieben; doppelt tief schmerzte es ihn aber darum, die einzige Seele unter den Seinen, die ihn noch verstand, nicht mehr hienieden zu wissen. Es wollte ihm nicht alsbald gelingen, sich in Gottes Wege zu finden, allein die eingebornen Prediger halfen ihm zurecht, indem sie ihn darauf hinwiesen, daß Gottes Liebe Ihn immer nur das Beste seiner Kinder wollen und seine Weisheit Ihn keinen Mißgriff machen lasse, daß Er also ohne Zweifel Sitamma abgerufen und zu sich genommen habe, weil Er an ihrer Seele Wohlgefallen gehabt und sie allem Gedränge habe entrücken wollen. Das stillte Lakschmaias Kummer, wenn auch nicht seine Thränen,

und obschon er oft und viel voll Heimweh der geliebten Mutter gedachte, wünschte er sich doch nicht mehr nach Ahmadala zurück.

Der Brief seines Vaters hätte auch ihn selbst kaum dahin zurückgeführt, wäre nicht vorher schon von anderer Seite eine dringende Aufforderung zu einem Besuch in der Heimat an ihn ergangen. Unter vielen Andern, die stets aus der Gegend von Ahmadala nach Ongol kamen, bald um dort irgend einen Rechtshandel vorzubringen, bald um die Erzeugnisse ihrer Felder zu verkaufen und dafür englische Eisenwaren mit nach Hause zu nehmen, hatte einmal auch Lakschmaias Onkel Pallaia einen Besuch in der Missionsschule gemacht. Er hatte Lakschmaia gesagt, wie sehr Dilamma an ihm hänge, und ihn gebeten, sie nun zu sich zu nehmen. Lakschmaia hatte ihm darauf offen entgegnet, als Christ könne er Dilamma vorerst nur als sein Geschwisterkind betrachten, so bindend auch nach Hindubegriffen durch die Eltern geschlossene Kinderheirathen sein mögen. Habe er einmal seine Studien vollendet und Dilamma liebe ihn noch immer und sei willig, seine Frau zu werden, so können sie dann in die Ehe treten. Bei diesem Verhalten werde gewiß die ganze Verwandtschaft und Freundschaft zugeben müssen, daß er Dilamma gegenüber durchaus ehrlich gehandelt habe. Pallaia hatte nichts dagegen eingewendet, nur nebenbei bemerkt, da Dilamma jetzt in heirathsfähigem Alter sei, wäre es doch besser, er brächte sie gleich nach Ongol, damit sie hier entweder die Schule besuche oder sofort seine Gattin werde. Daß dies nur eine Schlinge war, mit der man ihn zu fangen hoffte, merkte Lakschmaia nicht. Als hiezu nun auch noch der väterliche Brief kam, war er nicht länger ruhig und legte die ganze Sache den Missionaren vor. Diese sprachen unverhohlen ihren Argwohn aus, seine Verwandten werden, an seine kindliche Liebe appellirend und von Dilammas Bitten unterstützt, Allem aufbieten, ihn dem Christenthum abwendig zu machen. Sie sagten ihm aber auch, daß obschon er in eigener Kraft diesen Versuchungen nicht zu widerstehen vermöge, er unbesorgt gehen dürfe, wenn er sein Vertrauen einzig und allein auf Jesum setze und Ihn inbrünstig um seinen Beistand bitte. Ob er zu bleiben oder zu gehen habe, können sie nicht entscheiden; darüber müsse er selbst im Gebet sich Gewißheit erflehen.

Etliche Tage darauf schrieb Lakschmaia seinem Vater, er werde ihm bald einen Besuch machen. Die Missionare sahen dem Erfolg

dieser Zusammenkunft natürlich nicht ohne Besorgniß entgegen und begleiteten den hoffnungsvollen Jüngling mit herzlichen Gebeten. Sein Empfang in der alten Heimat war unerwartet freundlich. Nicht nur sein Vater hieß ihn willkommen, sondern auch Sabamma, sein Onkel Babaia Naidu und die ganze Verwandtschaft. Er durfte in den Hof, ja sogar ins Familienzimmer eintreten und wurde gastlich bewirthet, doch entgieng ihm nicht, daß man die Geräthe, welche durch die Berührung eines Kastenlosen verunreinigt worden wären, entfernt hatte und ihm alle Speisen auf zusammengenähten Bananenblättern vorsetzte, die nach einmaligem Gebrauch weggeworfen werden konnten. Erst am folgenden Tage kam man auf das Christenthum und die Schule in Ongol zu sprechen und hörte mit Verwunderung, daß Lakschmaia schon leichte Bücher lesen könne. Er selbst hätte nach Telugu-Sitte nicht davon anfangen dürfen, denn die Kinder sind an solche Ehrerbietung gegen ihre Eltern gewöhnt, daß seinem Vater gegenüber sogar ein heranwachsender Sohn nie das Wort ergreift, bevor er angeredet worden; jetzt aber war Lakschmaia Gelegenheit gegeben, in aller Bescheidenheit zu fragen, weßhalb sein Vater ihn habe kommen lassen?

In mildem Ton schilderte nun Appaia Naidu seinen Gram um Sitamma, seine Einsamkeit und Verlassenheit bei herannahendem Alter, sowie Dilammas heißen Wunsch, daß Lakschmaia doch bei den Seinen bleiben möchte. Auf Lakschmaias Einwendung, wie er das denn könne, da er die Kaste gebrochen habe, entgegnete sein Vater, darüber würde man sich mit den angesehensten Kastengenossen berathen.

„Aber Vater," erwiderte Lakschmaia, „gleich das erste Mal, als ich von Ongol kam, hast du ja eine solche Berathung veranstaltet, und sie hat Beschlüsse gefaßt, denen ich nicht beistimmen konnte, wozu also einen weitern Versuch?"

„Diesmal würden wir in aller Stille nur Mitglieder unsrer eignen Kaste befragen und die Sache geheim halten, bis sich zeigt, was etwa gethan werden könnte," antwortete Appaia Naidu.

Lakschmaia willigte ein, und am selben Abend noch fanden sich Babaia Naidu und einige andre Häupter der Kamma-Kaste in Appaia Naidus Wohnung ein, worauf Babaia Naidu begann:

„Lakschmaia, du weißt, wie lieb wir alle dich haben, wie deine Mutter Sitamma an dir hieng, wie Dilamma sich nach dir sehnt

und wie das Herz deines Vaters nach dir und deinem Wohlergehen verlangt. Wir haben uns alle darüber berathen und möchten, daß du bei uns bleibst. Willst du's nicht thun?"

„Wie kann ich? ich habe meine Kaste gebrochen," entgegnete Lakschmaia.

„Wenn du zu uns und unsrer Religion zurückkehren willst, werden wir ein Fest veranstalten und thun, als würde deine Zunge gebrannt. Darüber brauchst du dir keine Sorge zu machen. Erhält der Priester einen Wink und ein paar Rupies, so wird er deine Zunge gar nicht mit dem Golddraht berühren."

„Aber Onkel, wie kann ich dem Christenthum absagen?"

„Ach, alle Religionen sind ungefähr gleich, in jeder gibt es gute und böse Menschen. Bist du in der Religion deiner Väter ein guter Mensch, so wird gewiß einst nichts weiter von dir gefordert werden."

„Lieber Onkel und ihr Freunde alle, zürnet mir nicht. Ich glaube von ganzem Herzen an Jesum Christum, meinen Herrn und Heiland, und kann Ihm nicht absagen. Er hat meine Sünden getragen und mir seinen Frieden geschenkt; wie könnte ich Ihn verleugnen? Mein Glaube ist nicht wie ein Lehmhaus, das Wind und Regen hinwegfegen können; er ist ein festes Gebäude und steht auf einem Felsengrund, der jedem Sturme trotzt. Dieser Fels ist Jesus Christus, mein Heiland und der Heiland der ganzen Welt. Wenn ihr mich wirklich lieb habt, so fordert nicht von mir, daß ich von ihm abtrünnig werde, das kann ich nicht."

Der Munsiff schwieg einen Augenblick, dann antwortete er: „Nun wohl, Lakschmaia. Wir wollen dir den Glauben an deinen neuen Gott lassen; aber kehre zu deiner Kaste zurück. Das wenigstens kannst du."

„Wieso?" fragte Lakschmaia.

„Sehr leicht," entgegnete sein Onkel, „denn die Engländer halten ja unter sich so fest an der Kaste, wie wir, eine Verschiedenheit besteht nur hinsichtlich des Ursprungs und einiger Einzelheiten derselben."

„Ich wußte nicht, daß die Engländer auch Kasten haben," warf hier Sabamma ein, die bisher sich mühsam zum Schweigen gezwungen hatte. „O sag uns, Schwager, wie das ist."

„Die Hindus haben ihre Kaste von Brahma erhalten," erwiderte der Munsiff, „und wir weigern uns deßhalb, mit jemand zu essen, der von niedrer Kaste ist, als wir selbst. Die Engländer scheinen ihre Kasten von Bangaramma, der Göttin des Goldes, Silbers und Edelgesteins, erhalten zu haben, denn der Reiche will bei ihnen nicht mit dem Armen, der Vornehme nicht mit dem gemeinen Manne essen. Das sind erbliche Unterschiede, die, wie ich höre, in Madras und England genau beobachtet werden und bis zum Thron hinauf einen wesentlichen Bestandtheil des Staatsgebäudes bilden. Wäre die Kaste ein Unrecht, warum würde sie dann in England gestattet? Nein Lakschmaia, die Missionare fordern mehr von dir, als von ihren eignen Landsleuten. Und dann, hast du nicht die römisch-katholischen Missionare in Batschala gesehen? Warum erlauben denn sie ihren Bekehrten, nicht nur ihre Kaste zu behalten, sondern auch ihre heiligen Haarlocken und die Stirnzeichen, an denen Wischnu und Siwa Gefallen haben? Gewiß, eure Missionare sind zu streng."

„Onkel," erwiderte Lakschmaia, „ich bin nur ein Jüngling und sollte schweigen; aber bitte, höre mich an. Warum die Engländer, wie du sagst, Kastenunterschiede haben, weiß ich nicht, noch kann ich begreifen, daß die katholischen Priester ihren Bekehrten die Kaste gestatten. Das jedoch weiß ich, daß ihr mich immer gelehrt habt, die Brahmanen seien Brahma's wirklicher Mund, die Krieger seine Arme, die Landwirthe seine Lenden, seinen Füßen aber seien die Sudras oder Knechte entsprossen, und die höchste Frömmigkeit bestehe in strenger Unterwerfung unter die Kastenregeln. All dem kann ich nicht mehr beistimmen, denn ich glaube so wenig an Brahma, wie an irgend eine der andern Gottheiten, die ich einst anzubeten pflegte. Euer ganzes System von Göttern und Göttinnen, die lügen und betrügen und einander gegenseitig verfluchen, einen Tag allmächtig und den andern hilfloser sind als wir Menschen, erscheint mir sinnlos."

„Genug Lakschmaia!" unterbrach ihn Babaia Naidu. „Du bist ein Mann und kannst thun, was dir recht dünkt, wir werden dich nicht zwingen, aber wir bitten dich, die Sache wohl zu bedenken." Damit erhob sich der Munsiff und schritt hinaus. Alle andern folgten ihm und ließen Lakschmaia allein im Zimmer zurück. Sie sahen, daß sie nichts ausrichteten und gaben ihn als verloren auf.

Am andern Morgen fragte Appaia Naidu seinen Sohn, ob er nicht auch nach Samanta zu seinem Onkel Pallaia und zu Dilamma gehen wolle?

„Wenn du mir einen Brief mitgeben willst, Vater, so will ich gehen," erwiderte Lakschmaia; „ohne einen solchen werde ich kaum freundlich aufgenommen werden."

„Ich will deinem Onkel schreiben," sagte sein Vater. „Nach der kecken Sprache, die du gestern Abend geführt hast, geben unsre Kastengenossen dich auf und wollen dich nicht wieder sehen, damit du nicht auch andre junge Leute verleitest, es zu machen wie du."

Die Kunde von Lakschmaias kühner Entgegnung auf Babaia Naidus Ueberredungsversuche eilte ihm nach Samanta voraus, und als er dort anlangte, war es bei seinem Onkel schon beschlossene Sache, ihm die Antwort in Betreff Dilammas durch die Ortsvorsteher geben zu lassen. Sobald Lakschmaia den Zweck seines Besuchs mittheilte, ließ Pallaia deßhalb den Munsiff, den Karnam und verschiedene andre Gemeinderäthe zu sich bitten. Als sie kamen, erzählte ihnen Lakschmaia seine Trauung mit Dilamma und daß er nun ein Christ geworden sei; er möchte aber jeden Schein eines Unrechts ihr gegenüber vermeiden und deßwegen Dilammas Eltern bitten, ihre Tochter entweder selbst nach Ongol in die Schule hinabzubringen, wo man aufs beste für sie sorgen werde, oder sie durch zuverlässige Freunde dahin zu senden; sei sie dann nach einem oder zwei Jahren noch Willens, seine Frau zu werden, so solle die (christliche) Trauung stattfinden. Der Karnam und Munsiff erklärten diesen Vorschlag für billig und fragten Pallaia und seine Frau, was sie darüber dächten? Pallaia erwiderte, nach Ongol schicken werde er seine Tochter nicht, sei es aber ihr eigner Wunsch, dahin zu gehen, so hindre er sie nicht, obgleich Lakschmaia die Kaste gebrochen habe. Nun wandte der Karnam sich an Dilamma. Er hielt ihr vor, daß Lakschmaia ihr Vetter und bereits mit ihr verheirathet sei, daß er ein guter Mensch zu sein scheine und sie seines Erachtens ihn nicht zurückweisen sollte, weil er ein Christ sei. Auch das möge sie bedenken, daß wenn sie zu Hause bleibe, sie keine zweite Heirath schließen könne, und falls sie irgend einen Fehltritt thäte, ihre Eltern und das ganze Dorf sich ihrer schämen würden. All dieß war aber zum Voraus verabredet, um während man sich den Schein des Entgegenkommens und eines durchaus loyalen Verfahrens gab, Lakschmaia desto

tiefer zu kränken, und sämmtliche Betheiligte spielten ihre Rolle vortrefflich. Zornig entgegnete Dilamma: „Die Götter haben mich betrogen. Dieser Mensch da ist nicht mein Mann. Mein Mann hat sich selbst das Leben genommen, für mich ist er nur noch ein Leichnam. Nein, mit diesem Menschen gehe ich nicht; er ist wie ein unreiner Wurm. Wollt ihr mich mit einem solchen Auswürfling wegschicken? Nein, nimmermehr will ich das Weib solch eines Menschen werden. Mein Mann war ein Ehrenmann, aber jetzt ist er todt für mich, ich bin eine Witwe. Ich will bei meinem Vater und bei meiner Mutter bleiben. Heißt diesen Menschen gehen, für mich ist er für immer verloren." Damit stand sie auf und verließ das Zimmer.

„Freunde," sagte hierauf Lakschmaia, „ihr habt gehört, was Dilamma gesagt hat. Ich mache ihr keinen Vorwurf und kann auch mir selbst keinen machen. Wir haben unsre Heirath nicht selbst geschlossen, unsre Eltern sinds, welche die Verantwortlichkeit dafür trifft. Für bindend kann ich sie aber nicht mehr halten, nachdem Dilamma mich mit so viel Zorn und Bitterkeit von sich gestoßen hat. Gebt mir darum einen Scheidebrief nach den Regeln der Kamma-Kaste und ich will gehen."

„Nach den Gesetzen des Hinduismus und der Kaste bist du frei, Lakschmaia," antwortete der Karnam. Was Dilamma hier vor dem Munsiff und den Häuptern des Dorfes erklärt hat, kommt einer rechtmäßigen Scheidung gleich und du kannst nun, wenn du willst, eine andre Heirath schließen."

Lakschmaia verbeugte sich und gieng. Die Behandlung, die er von Dilamma erfahren, schmerzte ihn wohl tief, aber es war ihm doch leicht ums Herz, weil er seine Pflicht gethan hatte und im Grunde auch, weil jetzt ein Band gelöst war, das ihm möglicherweise hätte lebenslang zur schweren Fessel werden können.

Nach Ahmadala zurügekehrt, wurde er von seinem Onkel sehr kühl begrüßt. Freundlicher begegnete ihm sein Vater, der begierig war zu hören, wie es in Samanta gegangen. Lakschmaia erzählte ihm Alles.

„Ganz wie ich mirs gedacht," sagte Appaia Naidu. „Da du nicht wieder in deine Kaste eintreten willst, wirst du am besten thun, sogleich nach Ongol zurückzukehren. Ich will suchen, ohne dich durchzukommen. Gottes Gnade walte über dir und mir."

Er sprach noch, als Sabamma herzutrat und Lakschmaia fragte, was er in Samanta ausgerichtet und ob er sich nun entschlossen habe, zu seiner Kaste und in seine Heimat zurückzukehren? Als ers verneinte, brach sie in eine Fluth von Schmähungen aus. Abwechslungsweise wimmernd, heulend und schreiend, rief sie: „Du unreines Thier! Warum bist du hieher gekommen? Willst du auch uns besudeln? O Jammer, daß du geboren wurdest! Die Götter haben dich uns zum Fluch geschickt, du bist für immer verloren. Fort, fort mit dir!“

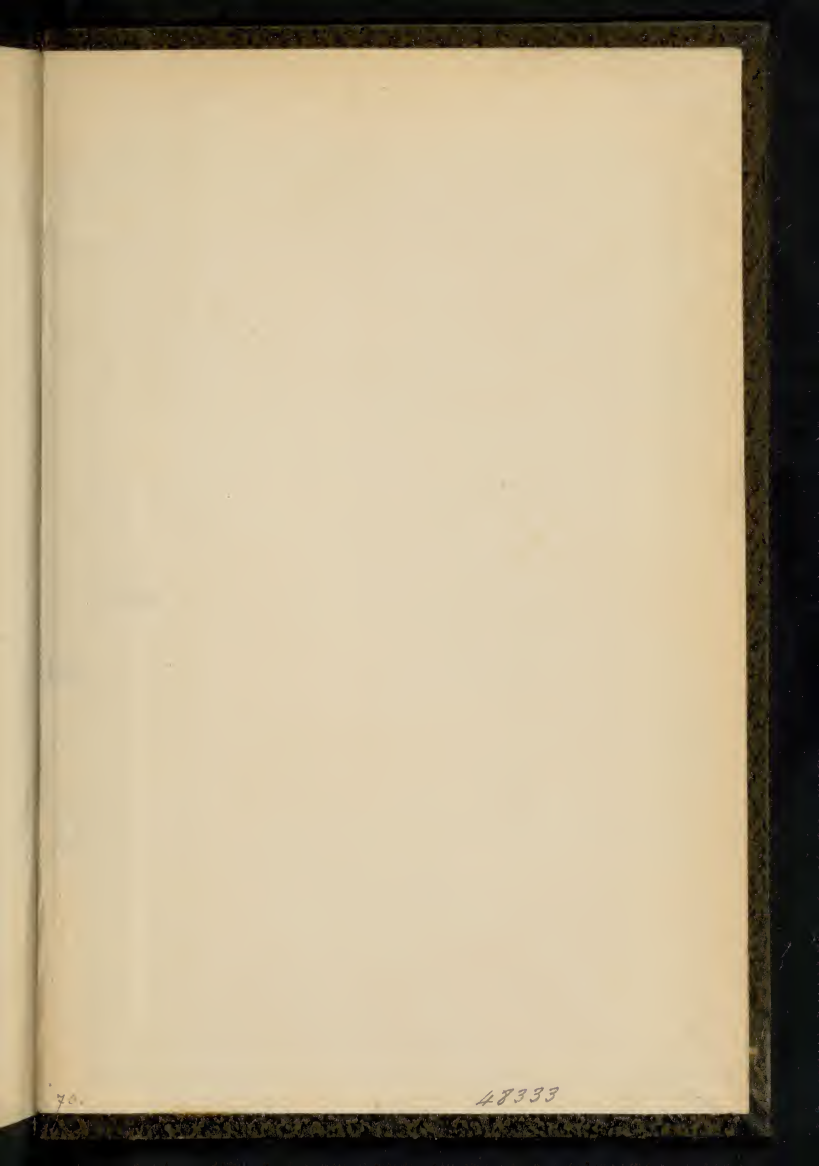
Unter ihren Verwünschungen brach Lakschmaia auf. Er wußte jetzt, daß er bei den Christen in Ongol mehr daheim war, als bei den Seinigen in Ahmadala.

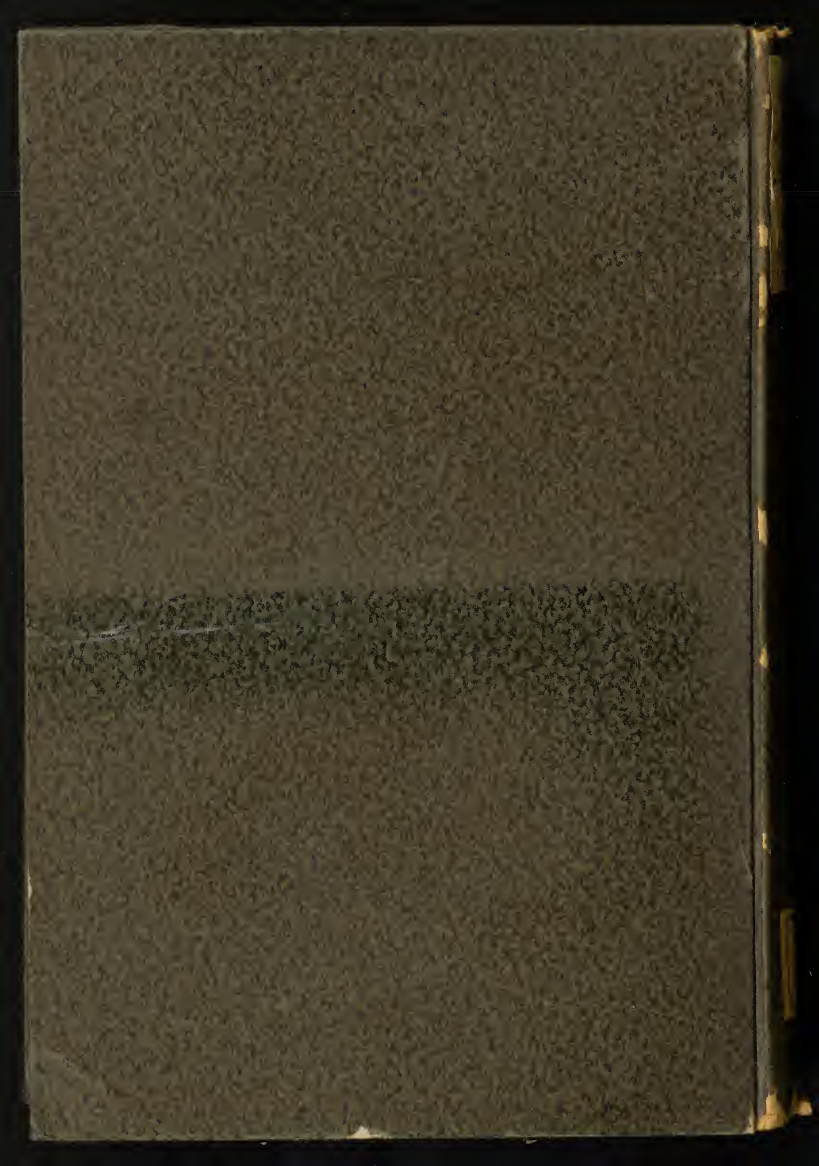
Aus der Südsee.

Immer noch übt die Südsee-Mission einen besonderen Reiz aus auf den, der sich wohlwollend mit ihr beschäftigt. Hätten wir nicht immer so viel Wichtiges und Neues aus Afrika, Indien, China und den anderen umfassenderen Missionsgebieten zu berichten, es würde uns nicht an Stoff fehlen, jeden Monat unseren Lesern Interessantes aus Polynesien, Melanesien und Mikronesien zu erzählen.

Diesmal nur ein paar kleine Züge. Aus Tutuila schreibt der Londoner Miss. Phillips, der die Oberaufsicht über 23 eingeborne Pastoren hat: in seinem Distrikt allein hätten die Gemeinden voriges Jahr trotz der sehr gedrückten Handelsverhältnisse und großen Geldmangels zusammen 6680 Mk. geopfert, etwa 700 Mk. mehr als im Vorjahr! Auf mehreren seiner Außenstationen ist jetzt die ganze Einwohnerschaft christlich. Aus Atafu z. B., einer kleinen zur Tokelau-Gruppe (nördlich von Samoa) gehörigen Insel,*) schreibt

*) Ausführliches über die Tokelau-Gruppe findet sich im Miss.-Mag. 1877, S. 265 ff.





Aus der Telugu-Mission.

12. Eine Bekehrung.

In den letzten Monaten der Hungersnoth hatte Lakschmaia sich innerlich viel mit dem beschäftigt, was er vom Evangelium gehört hatte. Manchmal war es ihm vorgekommen, als sei er selbst schon ein Christ, dann waren aber wieder Tage tiefer Niedergeschlagenheit gekommen, in denen er fast an der Hoffnung verzagte, je einmal so wie Rangaia zu einem seligen Gefühl des Friedens mit Gott und einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens zu gelangen. Oft sprach er darüber mit Rangaia, der ihn zu ermuntern und so weit seine eigne christliche Erkenntniß reichte, auf dem Weg des Heils zu fördern suchte. Auch seiner Mutter öffnete Lakschmaia das Herz, ohne jedoch bei ihr Nahrung für sein schwankendes Glaubensflämmlein zu finden. „Du weißt, mein Sohn, daß ich keine Christin bin," sagte sie. „Ich habe zwar dem Götzendienst entsagt und suche zu dem Christengott zu beten, allein ich bin nur ein Weib und kann meine Familie nicht verlassen. Ich muß in dem engen Kreis, in den ich gesetzt bin, es zu machen suchen, so gut ich kann."

Ein andres Mal konnte Lakschmaia beginnen: „Ich möchte doch ein Christ werden und lesen und schreiben lernen. Vielleicht könnte ich sogar ein Prediger werden. Unsre Religion ist ja lauter Lüge, unsre Priester sind Betrüger und die meisten Brahmanen sind Schurken. Wie haben sies nur Bodaia's Söhnen gemacht, und was wäre aus Rangaia und den hiesigen Christen geworden, hättest nicht du, Mutter, dich ihrer angenommen?"

„Ich glaube nicht, daß ich es war, welche die Christen vor Verfolgung schützte," entgegnete jetzt Sitamma; „ich glaube, es war Gott. Er brauchte mich nur als sein Werkzeug, wie ich meinen Kochlöffel brauche, um euern Kari zu bereiten. Daß Er es ist, der Alles lenkt, haben uns die letzten Monate gelehrt. Ich habe von keinem